

Die Kirche von Valeria bei Sitten

Autor(en): **Holderegger, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge =
Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série**

Band (Jahr): **31 (1929)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kirche von Valeria bei Sitten.

Von *Hermann Holderegger*, Zürich.

(Fortsetzung.)

C. Das 13. Jahrhundert.

I.

Mit dem Umbau des Chores erlangen die Formen der Gotik scheinbar auf einen Schlag das Übergewicht: hier wie anderswo drücken sie eben dem ganzen Bauwerk den Stempel auf, sobald ihrer verschiedene vereint auftreten. Bei genauem Zusehen stellt es sich indessen bald heraus, daß wenigstens in konstruktiver Hinsicht hier einstweilen mehr Schein als Geist der Gotik zu finden ist.

1. Einzig am Chor bietet sich die Möglichkeit, durch den endgültigen Zustand hindurch einen früheren mit hinreichender Sicherheit zu erkennen; im Langhaus kommen wir damit nicht weiter als bis zu Mutmaßungen, die schließlich mehr auf allgemeinen stilgeschichtlichen Erwägungen als auf festen Anhaltspunkten beruhen, die das Bauwerk selber böte. Auch beim Chor müssen wir uns aber schließlich mit der Feststellung des Tatsächlichen zufrieden geben. Man mag freilich der Ansicht sein, im 13. Jahrhundert sei der Übergang zu freieren und schlankeren Raumverhältnissen selbstverständlich, sozusagen unvermeidlich gewesen; aber den wirklichen Gründen des Umbaus kommen wir damit wahrscheinlich nicht viel näher. Im Langhaus erscheint dieser Raumtyp als die natürlich einfache Lösung; in der Vierung und im Chor kam es beim Aufpfropfen der neuen Ideen auf den überlieferten Bestand zu recht problematischen Zwitterbildungen.

2. Das Apsisgewölbe ist nicht ganz abgetragen worden, sondern nur bis auf einen etwa 8 dm hohen Rest, so daß der äußere Mauerzylinder in seiner ursprünglichen Höhe erhalten sein dürfte; danach entspräche das breite Gesimse am Fuß des Polygons dem ersten Dachgesimse. Ein Rest des Kuppelgewölbes ist offenbar der leicht überhängende, nicht vollkommen zurückgearbeitete Mauerstreifen unter dem ersten Fenstergesims (s. A 1). Das Polygon scheint vollständig auf der alten Apsis-Rundmauer zu ruhen (s. A 5); der für die äußere Erscheinung der Kirche so charakteristische Bruchsteinmantel, der diese umschließt, diente dann ausschließlich zur Versteifung des Unterbaus. Wahrscheinlich hat man diesen — z. B. seiner großen Fenster wegen — angesichts der vergrößerten Belastung für ungenügend gehalten; daß er sich wirklich als zu schwach gezeigt und unter der Last des Polygons nachgegeben habe, ist nicht erwiesen. Vielleicht glaubte man damit sogar dem Schub der hohen Gewölbe zu begegnen; auf jeden Fall ist der Mangel an jeder besonderen Verstrebung des Gewölbes auffällig, erst recht, wenn man sich die verhältnismäßig leichte Bauart des Chorhauptes

vergegenwärtigt. Es ist also nicht schwer zu erkennen, daß von einer zusammenhängenden Kenntnis gotischer Bauideen, die im 13. Jahrhundert noch stärker als später konstruktiv eingestellt waren, keine Rede sein kann. Was am Polygon den Eindruck des Gotischen macht, erscheint viel eher als die Fortsetzung des auf die optische Funktion orientierten Stils der Vierung und des ersten Langhausjoches. Gotische Formen drängen sich zwar vor und melden den Übergang zum neuen Stil an, aber soweit dieser eine konstruktive Angelegenheit ist, setzt er sich erst später durch.

3. Träger und Rückhalt des ganzen Gefüges ist noch die geschlossene Mauermaße; das Gewölbe lastet unmittelbar auf ihr, Schildbögen scheinen noch unbekannt gewesen zu sein. Der Fensterquerschnitt ist dementsprechend knapp bemessen; im mittleren Drittel jedes Wandfeldes tritt eine fast rechteckige Nische bis in die halbe Mauerdicke zurück; das eigentliche Fenstergewände schließt sie als glatte unsymmetrische abgeschrägte Blende mit der äußern Mauerflucht bündig ab. Die schlanke Spitzbogenform könnte einen darüber täuschen, daß es im Grunde genommen ein romanisches Nischenfenster ist. — Zwischen dem halbrunden Unterbau und dem neuen Hauptgesims reichte es nur zu einem halb verkümmerten Zwischengeschoß; hier kam es namentlich im Altarhaus zu einem eigentlichen Zusammenstücken der alten und neuen Teile.

Verglichen mit dem dekorativen Aufwand der hochromanischen Teile zeigen Polygon und obere Partien der Vierung darin auffällige Zurückhaltung. Zwischen den Geschossen laufen simple glatte, auf der Unterseite abgeschrägte Gesimse durch, ähnlich wie am Glockenturm; Eckdienste und Rippen erscheinen ebenfalls als schlichte prismatische Stäbe auf würfelförmlichen Basen; das Kämpfergesims ist rechtwinklig darum herum gekröpft. Der Gurtbogen zwischen Chor und Vierung zeigt vergrößert dasselbe Profil, seine Dienste dagegen sind wie im Untergeschoß Halbsäulen, auf einer kubischen Basis, die den Übergang zur Säule durch eine breite Kehlung gewinnt, mit glatten Wülsten über den Ecken; das Kapitell ist ein breiter, glatt eingezogener Kelch mit ungegliederten Eckblättern, die zu Knollen gerollt sind. Die Bemalung ist später hinzugekommen.

4. Von außen zeigt sich das Chorghaupt noch kahler als der Glockenturm, mit dem es übrigens im Mauerwerk auffallend übereinstimmt: nur die Kanten nebst den Fensterlaibungen aus sauber gefügten Quadern bedeuten eine kleine Abweichung. Am Turm sind Zinnenwimperge und -fenster gleich breit und stark in die Höhe gezogen, über dem Chor «liegen» die Wimperge, und die Fenster sind enger. Heute setzt das Dach hinter den Brüstungen der Zinnenfenster an. Traufröhren, die unter einzelnen Wimpergen durchstoßen, zeigen, daß dieser Zustand schon alt ist; ursprünglich hatte aber das Dach tiefer gelegen und noch das Kämpfergesims auf der Südseite des Turmes überschritten¹⁾. Wie es im einzelnen beschaffen gewesen sei, bleibt unsicher; der Zugang zu den Zinnen, den heute eine Dachluke vermittelt, wird noch schwieriger gewesen sein, wenn es etwa bis zum Absatz am Zinnenfuß herabgereicht hat. Der Verteidigungswert

¹⁾ Abb. 14.

der Chorbekrönung darf offenbar nicht zu hoch eingeschätzt werden; dennoch scheint eine dichte Reihe von Balkenlöchern unmittelbar unter den Zinnen die Möglichkeit vorbereitet zu haben, das Chorhaupt gegebenenfalls durch einen hölzernen Wehrgang zur richtigen Verteidigungsanlage auszugestalten. — Am Glockenturm fehlen Anzeichen dieser Art.

Schließlich bleibt noch die Frage, woher der polygonale Chorgrundriß nach Sitten gelangt sei. Er braucht nicht unter allen Umständen gotisches Stilgut zu

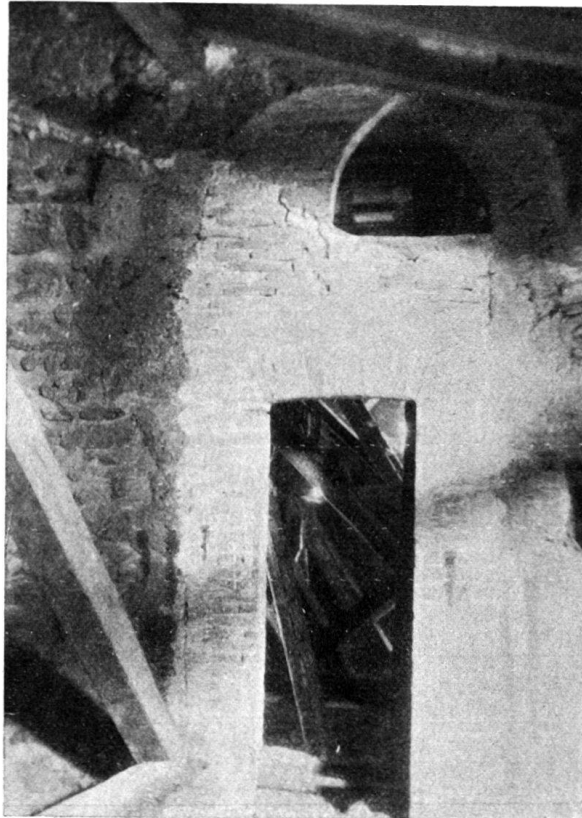


Abb. 14. Schallfenster und Gesims auf der Südseite des Turmes.

sein: in der Heimat des neuen Stiles hat er sich erst um 1200 durchgesetzt, obgleich er in einigen französischen Nordprovinzen schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts Verwendung gefunden hatte¹⁾. Vieleckige Chöre sind in der zweiten Jahrhunderthälfte in den Süd- und Mittelprovinzen Frankreichs weit häufiger anzutreffen. Ob der Chortyp von da aus, wie Dehio seinerzeit angenommen hat²⁾, über die Provence zurück bis zu den frühen Byzantinern verfolgt werden könne, mag dahingestellt bleiben. In diese Reihen gehörten zweifellos die Polygonalchöre von Basel und Ste. Ursanne, um 1180, hinein, vielleicht dann auch der von Valeria.

¹⁾ Dehio, G., Zur Geschichte der gotischen Rezeption in Deutschland, Zeitschrift für Geschichte der Architektur III (1909) 49 ff.; Enlart l. c. 250 n. 1.

²⁾ Dehio a. a. O.

5. Das Vierungsgewölbe ist offenbar in unmittelbarem Anschluß an den Umbau des Chores entstanden; konstruktiv und formal sind keine bedeutenderen Unterschiede zu erkennen. Die Rippendienste sind gleich wie im Chor, die Rippen dagegen sind in zwei Rundstäbe zerlegt, und im Scheitel hält sie ein voll entwickelter Schlußstein zusammen. Seine Ausführung ist sehr roh, ikonographisch ist er aber bemerkenswert: in ein rundes Bandgeschlinge, wie es schon an Kapitellen des südlichen Vierungspfeilers auftritt, sind vier Löwenköpfe en face radial eingesetzt, ein Motiv, das — freilich erst seit Anfang des 14. Jahrhunderts — in den Siegeln der Grafen von Savoyen vielfach wiederkehrt¹⁾. Ob die weitgehende Übereinstimmung auf Zufall beruhe oder auf einem historischen Zusammenhang, bleibt einstweilen unentschieden. Die Wappen der Sittener Bischöfe aus dem frühen 13. Jahrhundert sind zum Teil unbekannt; der savoyischen Dynastie gehört keiner von ihnen an. Wer damals überhaupt für den Bau der Kirche verantwortlich war, der Bischof oder das Kapitel, wissen wir überhaupt nicht; schon im 11. Jahrhundert hatte das Kapitel angefangen, den Leiter der Diözese in seinen Rechten zu beschränken, ihn namentlich aus Valeria hinauszudrängen. Im vierten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts erscheint die Stellung des Kapitels in der Burg soweit gefestigt, daß es sich mit ihr sozusagen indentifizieren konnte: das zweitälteste erhaltene Siegel, an Urkunden aus den 30er und 50er Jahren zeigt unter der Überschrift VALERIA eine Kirche, die im Groben mit der des älteren Siegels übereinstimmt. Über das Bauwerk selber sind aber daraus keine neuen Aufschlüsse zu erlangen, da die Darstellung weiterhin ganz summarisch bleibt (Abb. 1). In der Reihe rundbogiger Fenster über der Eingangstür mag man eine Andeutung des Lichtgadens, am Turm das Schallfensterpaar erkennen; aber Seiten- und Querschiffsfenster fehlen, ebenso der ganze Chor und die Turmzinnen, deren Stelle eine Helmpyramide einnimmt — vielleicht, daß hier die Zinnen erst nachträglich aufgesetzt worden sind.

II.

Nach dem Abschluß der Arbeit an Chor und Vierung scheint die Bautätigkeit wieder auf einige Zeit ausgesetzt zu haben; doch ist kaum anzunehmen, daß man den damals erreichten Zustand als endgültig angesehen habe. Die Ursachen der Pause sind aber im einzelnen unbekannt.

Aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts besitzen wir nun abgesehen von dem bereits herangezogenen Text von 1212/16 (s. B III 2) noch eine Handvoll Nachrichten über die Kirche. Baunachrichten, auch mittelbare, beispielsweise über Stiftungen zugunsten der Fabrica, fehlen allerdings vollständig; sämtliche

¹⁾ Siegel Amadeus' V. von 1301 und 1309, Eduards von 1311 bei L. Cibrario e D. C. Promis, *I Sigilli de' principi di Savoia*, Torino 1834, tav. 42, 43, 53; Siegel Amadeus' VI. von 1347 bei D. L. Galbreath, *Sigilla Agaun.* (AH 1925/6 pl. VI, Nr. 35; Siegel von 1319/21, 1328 ib. pl. VI Nr. 27 und pl. V Nr. 30; Siegel von 1324 bei Cibrario-Promis tav. 12 Nr. 57. Blavignac l. c. 266 hat in den Köpfen eine Darstellung Gottvaters sehen wollen, doch scheint ein Zweifel über die Deutung eigentlich nicht möglich: die gespaltenen Oberlippen, die Mähne, die dicht über den menschlich gebildeten Augen ansetzt, die Ohren sind unmißverständlich die des Löwen.

Texte betreffen einzelne Altäre. Auch wenn wir den mannigfachen Gründen Rechnung tragen, die für Erhaltung oder Beseitigung der Schriftquellen in Betracht kommen, so haben wir doch offenbar ein gewisses Recht, anzunehmen, daß das Bild, das sich unmittelbar aus den Akten ergibt, dem geschichtlichen Sachverhalt im wesentlichen, d. h. ohne wichtige Lücken zu enthalten, entspreche, nämlich daß man erst während des Unterbruches im Bauen daran ging, die Kirche und insbesondere die zuletzt erstellten Teile, dem gottesdienstlichen Bedürfnis entsprechend mit neuen oder erweiterten Altarbenefizien auszustatten.

Die erste Stiftung betrifft den Hauptaltar: Petrus Alberti stiftet, wahrscheinlich kurz nach 1209, 5 sol. für eine Lampe zu Ehren der Jungfrau Maria auf Valeria (s. 3. Teil, 5). Es ist anzunehmen, daß die Stiftung dem bestehenden Hauptaltar galt, der dem frühen 13. Jahrhundert angehören dürfte, eine völlig schmucklose Mensa auf ungliedertem Block ¹⁾. — Dem Benefizium der heiligen Jungfrau fällt 1224 noch eine Stiftung zu (10); dann tritt ihr Kult wenigstens nach den archivalischen Quellen hinter andern stark zurück, besonders dem der hl. Katharina.

1214 setzt der Dekan Aymo de Leuca zugunsten des Katharinenkults eine Rente von 15 sol. aus (9); er spricht dabei von sollempnitas, nicht von altare, was vielleicht besagt, daß die spätere Titelheilige der Kirche damals wirklich noch keinen selbständigen Altar besessen habe. Wenig später ist aber vielleicht schon ein solcher vorhanden: 1226 weist der Domherr Boso de Sirro-Siders der Kirche von Sitten jährlich 5 sol. an, damit sie daraus den Katharinenaltar mit einer Leuchte versehe (s. 3. Teil 11); ein ewiges Licht wird aber anscheinend erst 1235 vom Kanonikus Guigo gestiftet (12) [s. a. IV 6].

In dieser frühesten Gruppe von Altarbenefizien erscheint außerdem nur noch das des Erzengels Michael und St. Mauricius': Aymo de Leuca hat 1214 auf ihren Altar ebenfalls eine Lampe gestiftet (9).

Wo der Katharinenaltar und der Mauriciusaltar ihren Platz gehabt haben, ist unbekannt; man wird am ehesten dazu neigen, sie in den neuesten Bauteilen, Chor und Querschiff, zu suchen. Der Katharinenaltar steht heute in der nördlichen Chorkapelle, zur Rechten des Hochaltars; den Michaelsaltar würde man entsprechend in der andern Kapelle vermuten. Die Lokalisierung ist aber unsicher, weil es gar nicht feststeht, daß die einzelnen Benefizien jeweilen ein für allemal mit einer bestimmten Altarstelle verbunden gewesen seien. Aus dem Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts z. B. sind zwei Entwürfe zur Verlegung oder Unterdrückung einzelner Benefizien zum Vorschein gekommen; ob die Frage nur dies eine Mal aufgeworfen worden sei, muß natürlich dahingestellt bleiben.

III.

Von 1237 bis 1267 findet sich die Kirche in keiner Urkunde erwähnt; neue Stiftungen insbesondere erscheinen erst wieder seit 1276, häufen sich dann aber

¹⁾ Die Vorderseite zeigt noch Spuren von Bemalung, deren Zusammenhang nicht mehr erkennbar ist; der Ostseite ist im 15. Jahrhundert eine Bogenstellung aufgemalt worden.

bis ins 14. Jahrhundert hinein ganz außerordentlich, als ob damit ein vorher lang gestautes Bedürfnis zu befriedigen gewesen wäre, dem man erst jetzt freien Lauf gewähren konnte. Von dieser Seite her gesehen, erscheint es mithin als glaubhaft, daß in die Zwischenzeit, etwa von 1235 bis 1265, die letzte Bauperiode falle, in der mit dem Bau des Langhauses das Bauwerk vollendet wurde.

1. Der letzte Baumeister an der Kirche ist im ausgezeichneten Sinne ihr Vollender geworden, obschon er in seinem Entwurf kaum freier gewesen ist als irgendeiner seiner Vorgänger: für den Grundriß — Länge, Breite, Aufteilung — gaben der alte Sockel und die Seitenschiffsmauern die Richtlinien; die Höhenentwicklung der Seitenschiffe war von vornherein an die älteren östlichen Arkaden, die des Mittelschiffes an das Hauptgesimse im Chor, mittelbar also an die Lage der ältesten rekonstruierbaren Decke gebunden. Der Erfolg zeigt, daß es möglich war, aus diesen nicht gerade günstigen Voraussetzungen einen durchaus erfreulich wirkenden, eindrucksvollen Kirchenraum zu schaffen.

Mit wenig Worten läßt sich das Programm dieser letzten Etappe umreißen: es umfaßt das ganze Hauptschiff mit Ausnahme der Arkaden im ersten Joch, ferner die Seitenschiffe etwa von der Höhe der Fensterbänke an, dazu den westlichen Abschluß. — Gegenüber dem Chor sind geringfügige Verschiebungen der Längsachsen von Außenmauern und Pfeilerreihen nachweisbar ¹⁾. Von den alten Wandvorlagen beeinflußt werden zugleich die Joche nach Westen immer kürzer; unabhängig davon verringert sich die Breite des Mittelschiffes in der gleichen Richtung etwas. Die Unregelmäßigkeiten sind aber alle so unbedeutend, daß sie durchwegs wohl als unbeabsichtigt gelten können ²⁾.

2. Im ersten Joch ist das gotische System in allen drei Schiffen folgerichtig durchgeführt: zu Quergurten und Kreuzrippen treten noch Schildbögen und ausgebildete Schlußsteine; in den folgenden Jochen sind diese Ergänzungen aus unbekanntem Gründen wieder fallen gelassen worden. Trotzdem machen auch hier die Gewölbe den älteren gegenüber den Eindruck größerer Reife und Sicherheit.

Der Aufriß im Mittelschiff ist eingeschossig: die großen Gurtdienste steigen ohne Gelenk in der Gegend der Arkadenkämpfer zum Hauptgesims an. In der Vierung waren zuletzt zwischen Arkaden- und Gewölbeansatz — als Andeutung eines obern Geschosses sozusagen — Eckdienste eingestellt worden, im Chor hatte in der entsprechenden Höhenlage das untere Fenstergeschoß Platz gefunden. Eine zwischengeschoßartige Lösung, etwa als offenes oder blindes Triforium, wie man es hier in der Nähe Burgunds zu erwarten geneigt sein möchte,

¹⁾ Außenmauern etwa 1 Grad nach S, Mittelschiff ganz wenig nach N.

²⁾ Nach de Truchis (C. A. 1907 S. 106) wurde in der burgundischen Schule des 12. Jahrhunderts zur Verminderung des Gewölbeschubs mehrfach das Verfahren eingeschlagen, die Stützenabstände gegen das Westende des Schiffes zu verkleinern, um so an der Fassade ohne äußere Verstrebungen auszukommen. Auf Valeria könnte man einen solchen Gedanken höchstens in der Anordnung der Wandvorlagen erkennen, denn im Mittelschiff ist die Verengerung nicht ausgeprägt genug. — Die Verkürzung der Joche könnte auch mit Absichten zusammenhängen, die sich auf das Westende des Unterbaues bezogen; was da damals geplant war, liegt aber im Dunkeln.

ist nicht versucht worden, teils wohl aus Platzmangel, teils vielleicht auch wegen der Schwierigkeiten, die die Beschaffung von soviel hochwertigem Baumaterial verursacht haben würde (Abb. 15; Tf. XXX).

Die Querschnittsverhältnisse scheinen, ohne noch von der gotischen Überbetonung der Höhenentwicklung berührt zu sein, wesentlich schlanker als in den älteren Teilen; das liegt natürlich zu einem guten Teil an der tiefen Lage des Bodens. Die wichtigsten Proportionen: Mittelschiffweite zu Wandhöhe und

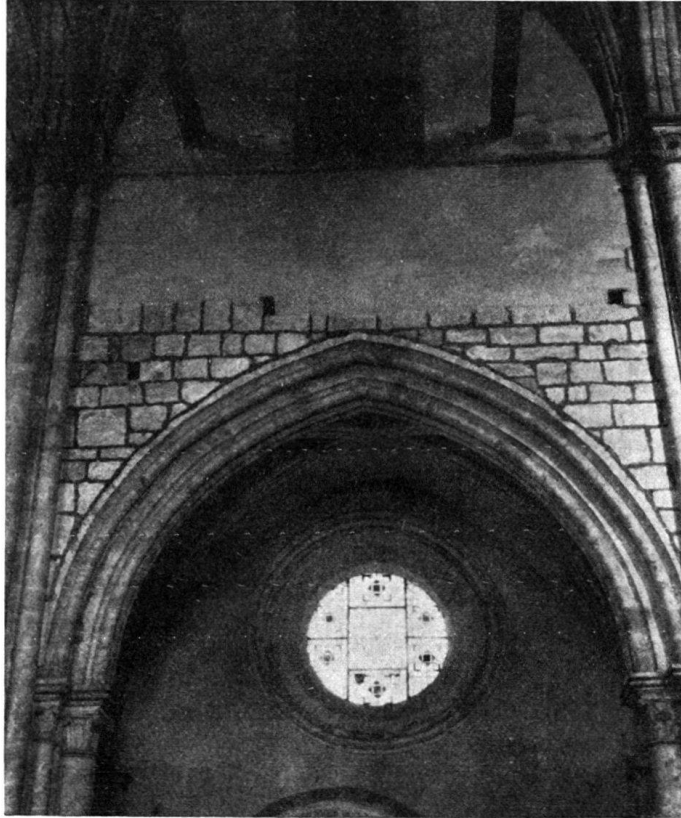


Abb. 15. Drittes Joch des Mittelschiffes, Nordseite.

Gesamthöhe sind zahlenmäßig fast gleich wie in der Lausanner Kathedrale; zwischen Langhaus und Vierung verhalten sie sich etwa wie 7 : 6. Im Aufriß der Mittelschiffswände hat sich das Verhältnis zwischen den vollen Flächen und Durchbrechungen gegenüber der Vierung und dem ersten Joche geometrisch zugunsten der Wand verschoben; der optische Eindruck ist aber dank der Auflösung großer Flächenteile an Stützen und Wandrändern in Linienscharen, vielleicht mittelbar auch wegen der Verkürzung der Joche, gerade umgekehrt.

3. Der Pfeilergrundriß ist wie früher vollständig aus dem Gewölbesystem abgeleitet: vier Dreiergruppen von Runddiensten, die Dienste der Quergurten und der inneren Scheidbogenläufe gleich stark, die Rippendienste kräftiger als die äußeren Scheidbogendienste. Die Anlage entspricht also durchaus den weitverbreiteten spätromanischen Anschauungen; hier auf Valeria hätte sie ohne

weiteres aus den älteren Pfeilern abgeleitet sein können, doch ist dieser Grundriß anderwärts in der frühen Gotik ebenfalls schon mit allen Abstufungen ausgebildet worden, so daß man wohl eher auf Lehngut als auf eigenes Gewächs schließen wird: räumlich am nächsten liegt das Beispiel des Chors von Lausanne¹⁾.

Etwas weniger schematisch verfuhr man bei den Bogenprofilen, doch herrscht auch hier ein einzelner Typus nahezu unbedingt, besonders im Mittelschiff: das alte Schema des gefalzten Bogens, der statt der vollen oder abgescrägten Kanten Rundstäbe mit gekehlter Unterschneidung zeigt. Ausnahmen bilden die beiden mittleren Quergurten im nördlichen Seitenschiff, wo statt des Steges eine Kehle zwischen den Stäben liegt, und die Rippen im südlichen, wo die Stäbe verschwunden sind. Diese letzten stimmen mit denen im Westraum der Kapelle auf Tourbillon überein, wo vom ganzen Gewölbe freilich nur der Schlußstein — wie auf Valeria die einfache Durchdringung der Rippenprofile — erhalten ist; die Kapelle gilt als um 1300 herum entstanden²⁾. Es ist denn auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß das südliche Seitenschiff seine endgültige Gestalt erst etwas später erhalten habe.

Scheibenförmig ausgebildete Schlußsteine kommen nur in den drei Gewölben des ersten Joches vor: kleine gotische Blattrosetten von bescheidener Arbeit; Gründe, weshalb die Wiederholung in den andern Jochen unterblieben ist, sind nicht erkennbar. — Der Scheitelstich der Gewölbe ist im allgemeinen gering; nur in den Seitenschiffen steigen die Kappen in der Längsrichtung der Kirche stark an, obgleich die Gurtbögen nach Westen immer steiler werden: es war unmöglich, auf diesem Wege die extreme Schmalheit der Abseiten auch nur einigermaßen auszugleichen.

Verglichen mit den Fenstern des Chors weisen die des Langhauses eine wohlthuende Entwicklung in die Breite auf; im ganzen erscheinen sie auch besser in die Wand eingepaßt. Nach burgundischer Übung sitzen sie hoch in den Mauerwänden, von deren Breite sie, das Gewände eingerechnet, immerhin wie im Chor nur ein Drittel in Anspruch nehmen; ihre Unterteilung durch Maßwerk ist deshalb unterblieben. Den Übergang von der glatten schrägen Leibung zur Wandfläche vermitteln innen schlichte Säulenbögen, die sich in der Bildung von Basen und Kapitellen den Schiffspfeilern anschließen; außen, auf der Nordseite, flache Nischen im gleichen rauhen Material und Verband wie die umgebende Mauer, oben flach giebelartig oder mit gebrochenen Stichbögen abgeschlossen. Man hat zu dieser im Prinzip überaus altertümlichen Form offenbar aus Materialnot gegriffen: bildhauerisch, zu Rahmenwerk brauchbares Gestein besaß man nur in dem leicht verwitternden Sandstein (*grès tendre*³⁾, der im Innern fast durchwegs verwendet worden ist; dem Quarzit, der außen allein in Frage kam,

¹⁾ Vgl. Noyon Kathedrale um 1170; S. Leu d'Esserent Obergeschoß der Vorhalle 12. Jh. ? (Gall 68); La Villettertre (Oise) 12. Jh. ? (Lasteyrie, *L'Architecture religieuse en France à l'époque gothique* I 278); Mantes Kathedrale um 1200 (Dehio-v. Bezold Tf. 560/3); Lausanne Chor um 1200; S. Denis Langhaus nach 1230, Brügge U. l. Frau 2. Hälfte 13. Jh. (Dehio-v. Bezold Tf. 562/5 und 4).

²⁾ Rahn Geschichte 376 (nach Furrer, Geschichte ... I 116, II 123).

³⁾ GE Akten 1106.

war bestenfalls die trockene Nischenform gemäß. — Über dem Portal füllt ein ebenfalls ungeteiltes Rundfenster den Mauerschild; die Profilierung — außen lediglich Schrägen mit schmalen Stegen, innen dazu Rundstab und Kehlen — und die Verschiebung in die Jochaxe ohne Rücksicht auf den Eingang, weisen es von vorneherein als zum jüngern Bestand gehörig, aus. Reicher gegliedert ist die Fensterrose in der Höhe der Westmauer, als offener Vierpaß aufgeteilt und etwas ausgiebiger profiliert; es versteht sich fast von selbst, daß sie nicht als das Blindfenster angelegt worden ist, als das sie jetzt erscheint.

4. Im großen und ganzen weicht der Charakter des Langhauses, wie es sich von außen zeigt, wenig von dem der ältern Teile ab, obschon von den Fensterbänken der Seitenschiffe an aufwärts alles dem 13. Jahrhundert angehört. Die einzige wichtige Neuerung ist die Hochführung der Übermauerung über den Seitenschiffsgurten bis zum Rande des Mittelschiffsdaches zur Verstrebung der Hauptgewölbe. Diese Strebemauern sind oben abgetrept und nur längs des Lichtgadens von schmalen rechteckigen Durchgängen durchbrochen. So erinnern sie bis ins einzelne stark an bedeutend ältere lombardische Versuche¹⁾; ähnlich ist aber noch im 13. Jahrhundert selbst in Burgund gebaut worden²⁾: es sei nur an den Chor von Notre-Dame in Dijon erinnert. — Zinnen kommen über dem nördlichen Seitenschiff nur im Bereich der drei letzten Joche vor, auf der Südseite fehlen sie ganz.

Der Erbauer des Langhauses scheint seiner Konstruktion trotz der Verstrebung der hohen Gewölbe nicht recht getraut zu haben: er sicherte sie darüber hinaus noch durch hölzerne Anker, die paarweise die Schildmauern über das Mittelschiff hinweg miteinander verbinden. Daß er nicht die in einer echten gotischen Konstruktion besonders beanspruchten Anfänger von Rippen, Quergurten und Schildbögen als Ansatzstellen wählte, mag an sich schon als Hinweis auf seine Stellung zwischen Gotik und — vermutlich — italienischem³⁾ Herkommen genommen werden; es hat seinen guten praktischen Grund darin, daß die Last der Gewölbekappen und ein Teil des Schubes, weil Schildbögen ja fehlen, die Schildmauern treffen. Freilich waren auch die Verstrebungen über den Seitenschiffen ihrer Aufgabe nicht ganz gewachsen: denn im letzten Jahrhundert erwiesen sich die oberen Teile der Mittelschiffsmauern als ziemlich stark aus dem Lot gewichen. Die Holzanker bedeuteten daneben wohl von Anfang an nicht allzuviel und haben ihre Wirkung durch Austrocknen und Schwund bestimmt

¹⁾ Vgl. Rivolta d'Adda, S. Maria e S. Sigismondo, 11. Jh. (Rivoira 276, fig. 284).

²⁾ Um 1240. (Dehio-v. Bezold II 176, Lasteyrie G. II 102); ähnlich Soissons S. Léger A. 13. Jh. (Dehio-v. Bezold II 265); in beiden Fällen handelt es sich freilich eher um sehr tiefe Strebepfeiler: die beiden Chöre sind einschiffig, aber die Wand des Untergeschosses ist etwas hinausgeschoben, so daß die Verhältnisse immerhin wenigstens äußerlich ähnlich erscheinen. Vgl. dazu auch de Lasteyrie l. c. II 99.

³⁾ Vgl. Enlart I² 46 n. 3, 756 n. 2; nach A. K. Porter, Lombard and Gothic Vaults 22 ist die Gewölbesicherung durch Holzanker altes byzantinisches Herkommen.

in kurzer Zeit ganz verloren; sie wurden lose in ihren Mauerlöchern liegend gefunden¹⁾.

5. Die innern Mauerflächen waren von Anfang an zum größern Teil, die Gewölbe vollständig auf Verputz angewiesen: Quaderverkleidung kommt nur im Mittelschiff vor, und auch hier nicht durchwegs; stellenweise wurde sie auch nur durch Stuckverputz vorgetäuscht. Außerdem gibt es aber noch ausgedehnte Bruchsteinflächen, die wie die Abseiten mit einem glatten Verputz überzogen werden mußten. Die Gewölbekappen vollends scheinen, anders als im Polygon, wieder in einem Verband ausgeführt zu sein, der von Gußwerk nicht stark verschieden ist: eine überholte Technik, die doch im 13. Jahrhundert noch, wenn hochwertiges Material nicht zu erreichen war, von der Lombardei bis in die Champagne hinein und namentlich auch in Burgund ziemlich häufig geübt worden ist²⁾.

Im Steinmetzwerk tritt die der frühen Gotik eigentümliche Typisierung, die Beschränkung auf wenige Muster oder ein einziges für jedes Bauglied namentlich beim Vergleich mit den Bildnereien des 12. Jahrhunderts stark in die Erscheinung. Das Einzelne nimmt denn auch durchschnittlich die Aufmerksamkeit nicht eben stark in Anspruch, um so weniger, als die Arbeit meistens ziemlich dünn und trocken ausgefallen ist; die handwerkliche Leistungsfähigkeit war dabei durchwegs bedeutend höher als in den Ostteilen der Kirche. — Von den Diensten hat jeder seinen eigenen Sockel, zweischichtig, jede Schicht oben mit breiter Schräge versehen: genau das Gleiche trifft man im Querschiff der Lausanner Kathedrale, während dort im Chorumgang noch der obere Quader nur leicht hinter die volle Kante des unteren zurücktritt. Die Basen, an den Pfeilerdiensten wie an den Fensterumrahmungen, stellen mehr oder weniger ausgeprägt gotische Umformungen der attischen dar; im einzelnen ist die Profildführung des unteren, über den Sockelrand hinaustretenden Wulstes und der gezogenen Kehle (scotie) gewöhnlich echt gotisch flüssig. Wie häufig bei solcher Verflachung der Kurven erscheinen aber die Basen im Zusammenhang des Systems zu niedrig, unelastisch, gequetscht; dazu trägt auch die Eigentümlichkeit bei, daß der Schaftanlauf, wo er vorkommt, in den obern Torus der Basis eingesenkt ist. Ähnliche Beobachtungen macht man auch an den Kapitellen, ob sie nun an alten und jungen Diensten einheitlich oder wie die oberen der Lettnerpfeiler verschieden hoch seien: im einzelnen durchaus sorgfältige, meistens recht elegante Arbeit, aber zu wenig Körperhaftigkeit und Ausdrucksvermögen, um im Gesamtbild aus Eigenem irgendwie hervorzutreten. Eine Ausnahme bilden ein paar Kapitelle am mittleren Pfeiler der Nordreihe (Tf. XXXI rechts): durch ihre breite, saftstrotzende Fülle und lebendige Spannkraft erinnern sie unmittelbar an die eindrucksvollsten Arbeiten der reifen nordfranzösischen Frühgotik; Lausanne

¹⁾ SE Akten 10618. Erneuerung 1901; vorher war die gänzliche Beseitigung erwogen worden, ebenso die des Steges im zweitletzten Joch [Taf. XXX], der vielleicht noch dem 14. Jahrh. angehört [s. 3. Teil 73].

²⁾ Porée C. A. 1907, bs. 33 (Pontaubert église des Templiers p. 15, Vézelay Ste. Madeleine Chor p. 33. Sens Kathedrale Seitenschiffe p. 213).

scheint beispielsweise dergleichen nicht zu kennen. Ähnliche Vorzüge besitzt die Deckplatte der benachbarten Wandvorlage, ein üppig schwellender Blattkranz; die andern zeigen sämtlich wie das Hauptgesims des Mittelschiffs ein etwas schlaffes gotisches Karniesprofil. Die Deckplatten der Pfeiler mit ihren kräftig unterschrittenen und gerundeten Gliedern bedeuten unter solchen Umständen für die Arkadenansätze und damit für den ganzen funktionellen Zusammenhang eine sehr wesentliche Akzentverstärkung.

6. In ihrem heutigen Zustand gibt die Kirche aber wohl ein unvollständiges Bild von den dekorativen Absichten des Erbauers, weil aus seiner Zeit kein Rest von farbiger Behandlung zu uns herübergekommen ist. Einen Fingerzeig dafür gibt vielleicht der mittlere Pfeiler der Südseite, wo unter der hohen Rückwand des Sebastiansaltars aus dem 15. Jahrhundert an Diensten und Kapitellen leidlich gut erhaltene Bemalung zum Vorschein gekommen ist: der Schaft ist rotgrün, Schaftring und Blattkranz rot-weiß, der Kelch grün mit weißem Rand. Die gleiche Farbenskala tritt auch im Ostjoch der St. Georgs-Kapelle auf Tourbillon an Gewölberippen und Schildbögen auf; die Kapelle ist um 1445 vom Stifter des Sebastiansaltars, Bischof Heinrich VI. von Raron, restauriert worden¹⁾.

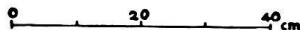
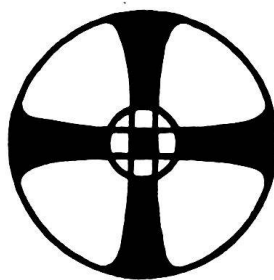


Abb. 16. Weihkreuz aus dem 13. Jahrhundert.

Die Westwand überzieht in ihrer ganzen Ausdehnung ein glatter Verputz, der auf grauem Grund weiß aufgemalte Quaderfugen trägt; kleinere Reste solcher Wandbemalung sind noch am Eingang der Nordkapelle, neben dem Chor, und am südlichen Lettnerpfeiler — in kleinerem Maßstab — erhalten; 1892 waren solche Spuren auch noch unter den Fresken des Chores erkennbar²⁾, nach van Muyden ferner auf der Umfassungsmauer des südlichen Seitenschiffes³⁾ und auf der westlichen Gewölbekappe des ersten Joches⁴⁾. Die Annahme ist also begründet, daß diese gemalte Quaderung zu ihrer Zeit ungefähr sämtliche innern Wandflächen der Kirche bedeckt habe. Nach den Spuren im Chor ist zu schließen, daß die Fugenlinien mit Lineal und scharfem Werkzeug doppelt vorgeritzt und dann mit frei geführtem Pinsel ausgezogen worden seien. In der Apsis sind auch

¹⁾ vgl. Gremand, Chartes Sédunoises [MDR XVIII] nr. 63; Furrer, Walliser Monatsschrift 1860, 44.

²⁾ GE Phot. 8822, 8824, 8825, 8828 f.

³⁾ GE Akten 1055 (van Muyden).

⁴⁾ GE Akten 5650 (v. Muyden).

die Fensterbögen der Obergeschosse in korrekter gotischer Steinschnittzeichnung nachgeahmt worden, im Untergeschoß dagegen ist auf die alten Rundbögen keine Rücksicht genommen und auf deren Füllungen sind nicht einmal Spuren zu finden. Ausgeführt worden ist diese Scheinquaderung wohl mehr oder weniger im Zusammenhang mit der Vollendung des Bauwerks, wohl noch vor der Herstellung des jetzigen Zustandes im südlichen Seitenschiff, da sie dort nur bis in die Höhe der Fensterbänke gereicht haben soll¹⁾. Darauf ist dort auch noch ein

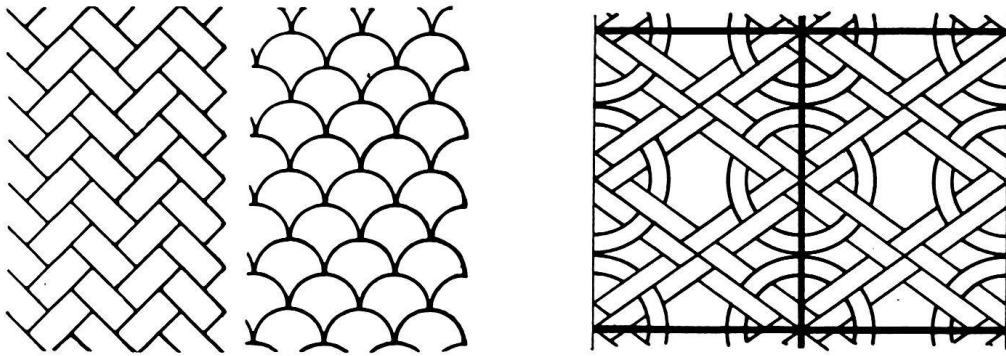


Abb. 17.

Fensterverglasungen aus dem Mittelschiff und dem Rundfenster am nördl. Seitenschiff.

Weihkreuz erhalten; der einfachen Gestalt nach verträgt es sich gut mit dem vermuteten Alter des Bauwerkes. Weitere Kreuze sind auch auf der Westseite des Triumphbogens und verschiedenen Abschnitten der Schiffswände und Schildmauern festgestellt worden²⁾, bei den Erhaltungsarbeiten aber aus unbekanntem Gründen unberücksichtigt geblieben und seither verschwunden; es ist nicht einmal überliefert, ob sie von gleicher Form wie das im Seitenschiff waren.

7. Im gotischen sakralen Raumbild waren in aller Regel die Fenster die vornehmsten Träger bunter Farben; im übrigen beschränkte man sich damit durchschnittlich auf einzelne funktionell ausgezeichnete Partien. Auf Valeria liegt das Verhältnis ziemlich genau umgekehrt: soviel erkennbar ist, spielte Buntheit in der Fensterverglasung zunächst überhaupt keine Rolle. Nach den erhaltenen

¹⁾ GE Akten 10665. van Myden glaubte deshalb, die Quaderung sei gleich alt wie die Seitenschiffsmauer, d. h. etwa aus der Mitte des 12. Jh.; offenbar hat er z. B. die Spuren nicht beachtet und alles, was deutlich jünger ist, wahrscheinlich für spätere Ergänzung gehalten. — Zu den ältesten Scheinquaderungen auf Schweizerboden gehören wahrscheinlich die der Aula magna inferior von Chillon, 1256—59 (Naef, Chillon [Les Châteaux suisses I] 48, «U1»), hier aber als Muster aus weißen und grauen Steinen mit roten Fugen, vermutlich unter italienischem Einfluß entstanden. Die Savoyer Grafen trugen Chillon vom Walliser Bischof zu Lehen; ein engerer Zusammenhang zwischen Sitten und Chillon ist aber sonst nicht erkennbar. In Frankreich kennt Enlart graue Quaderung mit weißen Fugen erst seit dem zweiten Drittel des 13. Jh. (l. c. 6); auch in der deutschen Schweiz kennen wir sie sonst erst seit dem 14. Jh. (J. Zemp GE Akten 10557; Escher, Wand- und Deckenmalerei 93 f.); Naef hat sie in Romainmôtiers auf Mauerwerk des 11. Jh. festgestellt und hält sie für damit gleichzeitig; vorderhand scheint es aber an Stützen für diese Ansicht zu mangeln.

²⁾ GE Akten 10557; ib. 10655 (v. Muyden).

Resten bestand sie aus «farblosen», regelmäßig mosaikartigen Flächenmustern. Es sind darunter zwei, die stark an bauliche Zierformen erinnern: das eine an Fischgrätenverband – heute würde man vielleicht eher sagen: an Riemenparkett –, das andere etwa an ein Ziegeldach. Ohne Zweifel sind auch beide Muster aus der Mauertechnik herübergenommen: das erste scheint im 12. Jahrhundert besonders in Südwestfrankreich eine sehr beliebte Flächenfüllung, auch für Blendfenster ¹⁾, gewesen zu sein; das andere kommt mehrfach mit ihm zusammen an den gleichen Bauwerken vor ²⁾, ist dann später aber in komplizierterer Gestalt und in Verbindung mit Grisaille, auch anderwärts von der Fenstertechnik aufgenommen worden ³⁾. Nicht zum wenigsten dieser künstlerischen Bescheidenheit der Fenster verdankt der Kirchenraum seine für jene Zeit nicht gewöhnliche Helligkeit; dazu trägt natürlich auch die Schmalheit der Seitenschiffe bei, die man sonst, unter dem Gesichtspunkt räumlicher Ausgeglichenheit, nicht unbedingt so günstig einzuschätzen braucht. Die Aufgabe, der immerhin fühlbar drohenden Kahlheit und Eintönigkeit entgegenzuwirken, hat damals noch fast ausschließlich dem farbig behandelten Pfeilerwerk obgelegen; vielleicht ist es ihr besser gerecht geworden, als wir es uns vorstellen können.

8. Das erste Dach des Langhauses hat etwas tiefer gelegen als das gegenwärtige, aber annähernd die gleiche mäßige Neigung gehabt: ein Falz in der Giebelmauer zwischen Langhaus und Vierung ist fast alles, was noch darauf hinweist. Die Schwellhölzer für die Sparren lagen so tief auf den Seitenmauern, daß sie nicht durch Zugbalken über die Gewölbe hinweg miteinander verbunden werden konnten; die Sparren sind also vermutlich etwas höher oben durch kleinere Spannriegel versteift gewesen, so daß das Ganze einem sehr flachen A ähnlich sah ⁴⁾. Welcher Art die Balkenverbindungen gewesen seien, oder ob schon ein Firstbalken vorhanden gewesen sei, ist unbekannt.

Als die Gewölbe, wohl unter beträchtlicher Mithilfe des Dachgebälkes, die Mauern des Hochschiffes merklich auseinanderdrängten, war man genötigt, das ganze Dach etwas hinaufzusetzen, um für Spannriegel über die volle Mittelschiffsbreite hinweg Raum zu gewinnen; zugleich wurde das Gebälk durch Säulen und Streben, Firstbalken usw. anscheinend wesentlich verbessert und Dachschale und Traggebälk voneinander getrennt. Die Schwellen der unteren Sparren und der Zugbalken lagen bündig in der noch höher reichenden Mauer, die noch eine zweite Schwelle zur Aufnahme der oberen Sparren trug; die Spannriegel waren mittels Schwalbenschwänzen in die Schwellen eingelassen. Material und

¹⁾ Z. B. Rioux (Charente inférieure) Chormauern zwischen Fenster und Eckvorlagen, 12. Jh. (Baum Abb. 18); Rétaud (Char. inf.) Chor, 12. Jh. (Baum Abb. 19); Echillais (Char. inf.) Westfassade 12. Jh. (ib. 43); Gargilesse (Indre) Blendfenster am Glockenturm, 13. Jh. (Lehmann, Glasmalerei in der Schweiz 165 Fig. 1, 2).

²⁾ Rioux, Gargilesse.

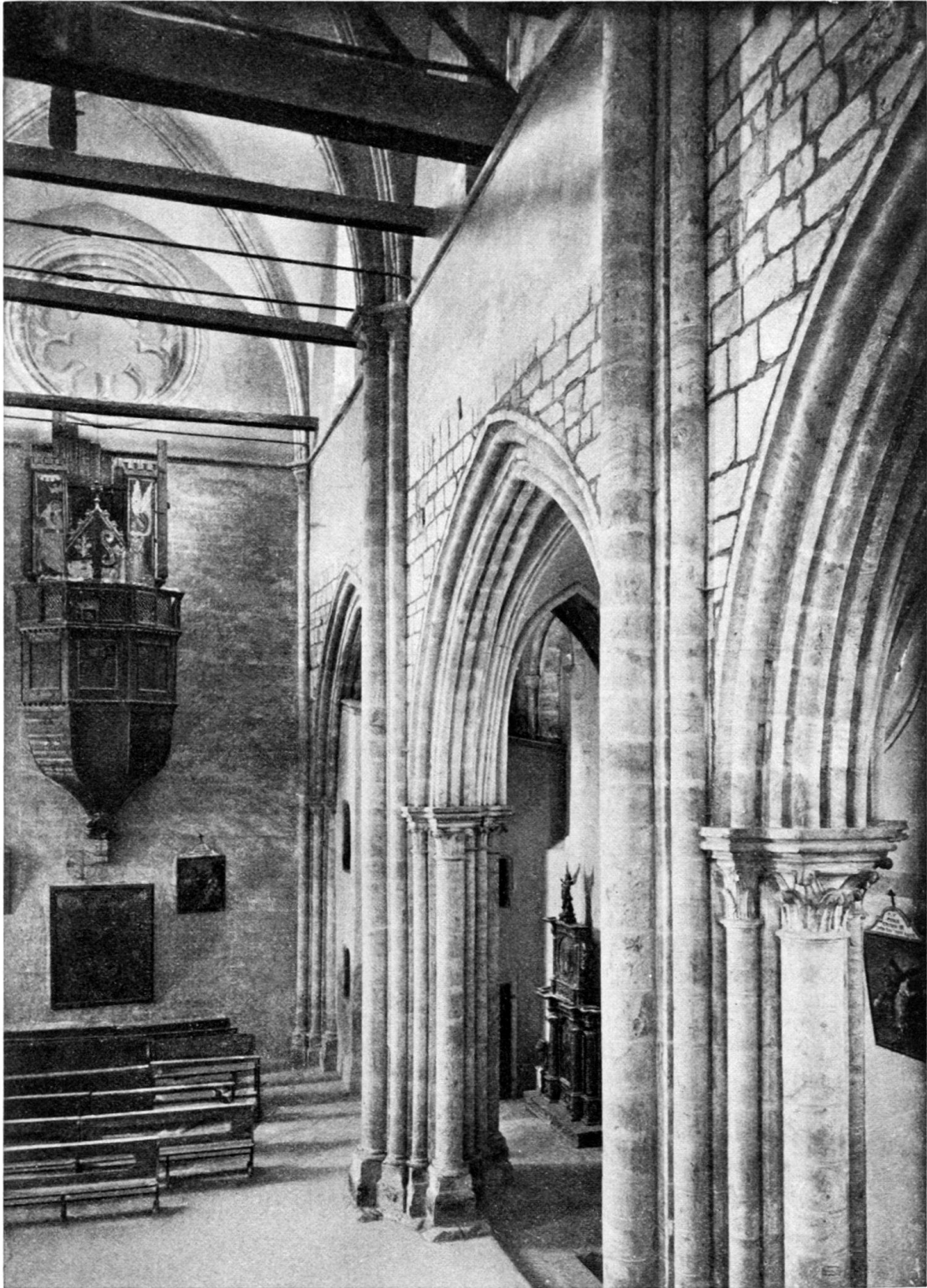
³⁾ Semur-en-Auxois, 13. Jh. (Ottin, *La Peinture sur Verre* 28, f. 25; nach Viollet-le-Duc). Das Motiv mag, nach Lehmann, aus der römischen Backsteintechnik übernommen sein, die es ebenfalls, außer auf Fußböden, in Wandfüllungen verwendet hat.

⁴⁾ Vgl. Enlart I. c. 432.

Verarbeitung waren gleich vorzüglich ¹⁾; die Arbeit ist vielleicht ins 14. Jahrhundert zu datieren.

Im Bereich des Chores lagen die Verhältnisse ungefähr gleich: zuerst ein niedriges Zeltdach, das Schallfenster und Kämpfergesims am Glockenturm überschnitt (s. C I 4), später — und wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Schiff — ein Umbau in höherer Lage. — Seit 1891 ist das gesamte Dachwerk erneuert worden.

¹⁾ GE Akten 5075 (v. Muyden).



Nordseite des Mittelschiffs vom Lettner her.



Mittelschiff, Chor und Lettner von Westen.